

Nr. 85 **Bromberg, den 12. April 1933.**

Der wunderliche Berg Höchst

und sein Anhang.

Roman von **Alfred Huggenberger.**

(7. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

„Mich wundert's doch, was der Felix jetzt in der Dunkelheit noch für Sprünge machen will," meint Hans Fryner auf dem Feierabendbänklein neben der Haustüre, wo die jungen Eheleute in der guten Zeit gern am Abend ein halbes Stündchen beisammensitzen.

„Laß ihm doch die Freude!" gibt Eva gelassen zurück. „Die Sterne wird er nicht zählen können. Ich möchte jetzt lieber endlich wissen, was du hast. Du bist ja gar nicht so heimgekommen, wie du fortgegangen bist."

Hannes gibt nicht sogleich Bescheid. So in der Dunkelheit ist das Ausweichen schwer. Man kann schweigen, aber leere Worte sind übel angebracht, besonders zwischen zwei Menschen, die für gut und bös miteinander verbunden sind.

„Ich hab' es dir heute eigentlich noch verschweigen wollen," läßt er sich endlich vernehmen. „Halt weil ich noch zu voll von der Sache bin. Du machst dir nur unnütze Sorgen und es kommt am Ende doch so, wie es kommen muß. Aber ich bin jetzt gleichwohl froh, daß ich etwas abladen darf. Ich habe dich ja in der langen Zeit erfahren dürfen, du hast in vielen Dingen mehr Rat als ein Mann. — Ich bin also auf der Bann wieder einmal mit dem Urech Leu zusammengeraten; nicht nur so leichthin, es hat Feuer gegeben. Ich hatte ihm schon vorher, bei der Scheuer oben, ohne daß es jemand anders hörte, meine Meinung gesagt, unverblümt, wie es einmal heraus mußte. So einer sei ein Schlufi, ein Tropf, der ein Bergholz abschlage, und zur Viehweide mache, rein dem Nachbar zuleid.

Hat er mir ganz dreckig zur Antwort gegeben: „Du hättest den Brockenwald ja von mir haben können. Du hast ihn nicht gewollt. Hätt' ich warten sollen, bis das Gesetzlein kommt, das uns das Holzschlagen verbietet? Wald hab' ich genug, aber eine Hochweide hab' ich just noch brauchen können."

Darauf bin ich ihm aber unters Gesicht gestanden und habe ihm klaren Wein eingeschenkt. „Schämt Euch nur heute noch in den Boden hinein, mir damals den Kuhhandel angetragen zu haben. Ihr habt gewußt, wie es mit der Ros stand, ich habe es nicht gewußt. Erst durch den Kehrlt selber ist es nachher an den Tag gekommen."

„Für dich wär die Ros immer noch gut genug gewesen," hat er mir darauf ganz von oben herab angeworfen. „Du hast von deiner Jetzigen wohl auch nichts Schriftliches gehabt in diesen Sachen. Wer weiß, warum sie im Lande unten verlaufen ist?"

Jetzt hab ich ihm halt eins auf die Fresse gehauen. Ich weiß, ich hätte es nicht tun sollen, denn er wird älter. Aber ich bin es dir schuldig gewesen und meinen toten Eltern.

Für einmal hatte er jetzt genug. Am Wirtstisch auf der Bann jedoch setzte er sich ausgerechnet mir gegenüber. Er fühlte sich da hinter der Wand, denn viele Bauern, die ihn vordem nur als ihresgleichen angesehen, lecken ihm jetzt schier den Speichel von den Lippen, seitdem er am Frauenberg die drei Einödheimen gekauft und sich mit dem Holz, das die einschichtigen Männlein dummerweis nicht zu schätzen wußten, obschon es teilweise hart an die neue Bergstraße gerückt war, einen Haufen Geld ergattert hat.

Er tat als ob nichts gewesen wäre. Er stieß sogar auf Gesundheit mit mir an. Ich trank aus und wollte gehen — er ließ mir noch eine Halbe kommen. „Weißt, an einen Nachbar reut's mich nicht. Ich bin schon mit deinem Vater gut ausgekommen — noch besser als mit d i r."

In den letzten Worten lag bereits ein Giftlein. Mit guter Art konnte ich mich jetzt nicht wegtun, obgleich es ja das Gescheiteste gewesen wäre.

Und jetzt ging es gemach ins dicke Tuch hinein. Er warf mir vor, daß ich mein Knechtlein, den Mehlhuu aussauge, der an einem andern Ort das Doppelte an Lohn bekäme. Er hänselte mich wegen meinem Frauengut, das ich nicht zur Steuer angemeldet hätte. Alles, was er Ungereimtes vorbrachte, fand den Beifall des Königleins und einiger anderer Bärtobelbauern, denen er, wie man ja wohl weiß, schon lang mit seinem Sündengeld geholfen und sie an sich gebunden hat. Königlis Karli, der Nichtsnutz, saß zu unterst am Tisch, er verzog sein Maul immer am weitesten, wenn es etwas zu lachen gab.

Ich hätte nicht geglaubt, daß ich imstand wäre, so lange gelassen dazusitzen. Nur den Wein, den der Wehrtanner für mich bestellt hatte, schob ich weg und ließ eine andere Flasche kommen.

Nach einer Weile streckte er mir seine aufgedunsene Hand, der man vom Werken nichts mehr ansieht, über den Tisch hin. „Du, Hannes, weißt du was: ich kaufe dir dein Gewerblein ab. Nach seiner Gelegenheit paßt es jetzt doch am besten zur Großenweiler Rinderweide. Ich zahle es dir gleich bar aus, da auf den Tisch leg' ich den Bollen hin. So einen Sparpfennig habe ich wohl noch im Sackbüchlein drin. Ich brauch' keine Quittung, die Männer da sind mir gut genug. Und wenn ich um einen Tausender zu hoch gehe — mein Bub Otto wird darum doch noch einmal den halben Berg Höchst kaufen können. Es ist mir nur darum zu tun, daß du nicht mehr Angst zu haben brauchst, der Schnee ab meinem Brockenrain könnte dir eines schönen Morgens, wenn's regnet, dein Haus und deine Brut zudecken mitsamt dem Schwindelbrunnen nebenan."

Du wirst dich wundern, Eva, wenn ich dir sage, daß mir Urechs Geschwätz umsoweniger zu Herzen ging, je unverschämter und giftiger die Pappelei wurde. Ich habe weiß Gott lächeln können dazu. Jetzt erst habe ich es bereut, ihn vorher angerührt zu haben; es war wirklich nicht die Mühe wert. Ich bezahlte dann und stand auf. Vor dem Weggehen sagte ich ihm in aller Gelassenheit: „Urech — mein Heimen ist mir viel zu lieb, als daß ich es um Euer Judasgeld hergeben würde. An Eurem Gelde klebt etwas, das der Teufel nicht mehr wegwischen kann. Die Ihr mit Eurer Gier um Dach und Boden gebracht habt, die werden noch manches Mal im Traume mit Euch reden."

„Komm, wir gehen hinein," sagt Eva nach einer sehr stillen Weile, indem sie aufsteht. „Ich fürchte mich vor nichts.

Wenn wir zwei zusammenhalten, wird immer alles recht sein, wir können auch mit dem Unguten fertig werden." Sie führt ihn an der Hand in die Stube hinein und von da in die Nebenkammer hinüber, wo auf dem Tischlein noch ein kleines Licht brennt. Die Kinder schlafen in ihrem Bettchen, die Lockenköpfe eng aneinandergeschmiegt. Eveli hält noch den Kartoffelmann im Armchen. Während die Eltern am Lager der Kleinen stehen, legt Hannes fast unbewußt den Arm um Evas Hals. Er fühlt, daß ihm Tränen auf die Hand fallen.

Der Mehlhuu.

Am Morgen darauf ist kein Knecht Felix vorhanden. Bei näherem Zusehen findet man ihn hinterm Hause liegend, aber in erbarmungswürdigem Zustande. Sein Gesicht ist verschwollen, die Augen blau unterlaufen. Fürs erste ist weiter nichts aus ihm herauszubringen, als die beruhigende Versicherung: „Es putzt mich nicht, ich habe mich am Brunnen gewaschen."

Auch nachdem man ihn zu Bette gebracht hat, bleibt er verstockt, er sagt nur: „Ich bin selber schuld. Es braucht aber weiter nichts, als daß ihr mich eine Woche liegen laßt, das andere macht dann meine Natur."

Hannes Fryner hat das Vieh von der Nachtweide eingetan; nun setzt er sich wieder neben das Lager des Knechts hin und nimmt ihn richtig ins Gebet.

„Es geht jetzt nicht mehr anders, Ihr müßt sagen, was mit Euch gegangen ist. Denn daß Ihr irgendwo erfallen seid, das gebt Ihr mir nicht an."

„Ich — und erfallen?" Der Felix ist richtig entrüstet. „Ich könnte drei Tage und drei Nächte hindurch mit verbundenen Augen am Berg herumvagieren, ohne auch nur um eine Nagelbreite vom Pfad abzukommen. Wenn ich einmal erfalle, dann wird man mich nachher nicht zu Bette tun müssen. — Nein, ich sage Euch jetzt nur das, wenn doch etwas geschwatzt sein muß: So gut ist es mir in meinem Leben noch nicht manches Mal ergangen, und ich bin doch morgen einundfünfzig. Aber fragen dürft Ihr mich jetzt nicht mehr, sonst zieh' ich von hier aus, grad so wie ich bin, hinken oder nicht hinken. Ich habe mich am Brunnen gewaschen, das genügt. Habt nur vier Tage Geduld mit mir, ich hole nachher alles wieder ein, was ich am Schaffen versäumt habe. Und wenn etwa der Köbi von der Hirzenegg die paar Tage für mich einstehen sollte, dann legt es ihm ja recht ans Herz, daß er dem Gurt und dem Weißkopf keine Grobheiten macht, weil denen das Hagbrechen angeboren ist. Sie tun es ganz gewiß nur aus langer Zeit und eben weil sie nicht anders können. Ein Mensch sollte ja gescheiter sein, als ein Vieh, und doch hat jeder auch seine Grillen."

Nach dem Mittagessen gibt Urech Leus Hüterbube auf Heiletsboden einen offenen Zettel ab, auf dem folgende Bleistiftnotiz zu lesen ist:

„Wenn du dein Mehlhuu-Knechtlein noch einmal dazu anstellst, daß er bei Nacht und Nebel um mein Haus herumlungern und von den Bäumen herab in meine Stube hineinspionieren muß, geht's nicht mit Prügeln ab, ich gehe dann vor die richtige Schmiede. Er kommt dann vielleicht dahin, wo er schon früher hingehört hätte, und jemand anders dazu. Zeugen habe ich. Punktum."

Da sich der Felix den ganzen Nachmittag eines gesunden Schlafes erfreut oder sich wenigstens so zu stellen weiß, kann ihm Hannes die sonderbare Epistel erst am Abend vorweisen. Der Sünder sucht im Anfang Ausflüchte zu machen, er will auf einer ganz anderen Seite gewesen sein; doch kommt er bald selber zur Einsicht, daß er zum Leugnen keine Anlagen hat. „Ich will es jetzt sagen, wie es ist: ich habe nur den einzigen Fehler gemacht, daß ich eine Minute zu lang auf dem Baum geblieben bin," bekennt er weinerlich. „Und wenn nicht zufällig ein Zweig geknackt hätte, so wäre es weder dem Leu, noch Königlis Karli eingefallen, mit einem Zündholz in die Äste hinaufzuleuchten, als die in ihren Halbräuschen von der Bann herabkamen. Die haben aber anders über Euch losgezogen! Wenn ich nur die Hälfte davon ausbringen wollte, so gäbe es einen Prozeß."

„Ich will von dem nichts wissen!" entgegnet Hannes Fryner barsch. „Ich will wissen, was Ihr bei nachtschlafender Zeit da drüben zu suchen habt. Das kann Euch doch wohl keine Neuigkeit sein, daß wir das Wasser schon lange nicht mehr am gleichen Brunnen holen, der Leu und ich."

Der Knecht krümmt sich vor Verzweiflung. „Ich sage Euch alles — — ich sage Euch die ganze Wahrheit!" würgt er unter Krämpfen heraus. „Aber lieber erst morgen. Ich sterbe, wenn ich es heut sagen muß."

Hannes hat Bedauern mit dem armen Teufel. „Also — gut. So eilig hab' ich es ja nicht. Aber studiert nur nicht etwa in der Nacht einen Lug aus! Mit einer verschwindelten Sache kommt Ihr bei mir nicht an."

„Wenn ich Euch anlüge, so könnt Ihr mich ungespitzt in den Boden hineinschlagen." Damit ist das Verhör einstweilen wieder zu Ende.

In der Nacht glaubt Fryner ein Geräusch auf der Kammerstiege zu vernehmen. Er zieht sich flüchtig an und geht mit Licht in den Hausgang hinaus. Da steht richtig der Mehlhuu vor ihm, sonntäglich angezogen, aber barfuß, in der einen Hand die Schuhe, in der andern ein Bündel.

„Ich habe ausziehen wollen," gesteht er zitternd und schlotternd. „Weil ich es halt nicht sagen kann. Den Lohn für den letzten Monat will ich nicht."

Der Bauer legt ihm begütigend die Hand auf die Schulter. „Felix — nehmt Verstand an! In dieser Verfassung lass' ich Euch nicht aus dem Hause. Ich müßte mich ja schämen. Neun Jahre lang haben wir uns jetzt zusammen vertragen und sind recht gefahren miteinander."

Dem Knecht stehen die Tränen in den Augen. „Ja — ich wär' allweg doch nicht weit gekommen. Da im rechten Bein hat's mich halt immer noch. Ich bin etwas dumm aufgefallen, als mich der Karli mit dem Haken vom Baum heruntergerissen hat. Aber morgen oder übermorgen bring' ich das Vieh wieder auf die Weid hinauf, Ihr müßt den Köbi nicht anstellen, er ist ein Unflat mit dem Vieh. Und mich kennen jetzt alle."

Hannes nimmt ihm das Bündel aus der Hand und führt den Gebrechlichen wieder in sein Gemach hinauf, wo sich dieser gleich mit den Kleidern zu Bett legt. „Es ist recht, daß Ihr mich noch erwischt habt", gesteht Felix nach einer Weile mit ehrlicher Aufrichtigkeit. „Ich hätte vielleicht am Morgen nicht mehr geschnauft. Und wenn Ihr das Licht auslöscht, so bekenn' ich Euch jetzt alles. Einmal muß es ja doch sein; aber wenn es hell ist in der Kammer, bring' ich es nicht übers Herz."

Hannes tut ihm ohne weiteres den kleinen Gefallen, und der Knecht rückt nach einigem Zögern aus:

„Ich habe halt dem Leu seine Frau einmal gern gehabt — nein, jetzt noch. Und jetzt hab' ich sie fast einen Monat lang nicht mehr gesehen. Was soll einer da anstellen? Oh — wenn ich Euch sagen könnte, wie wunderbar ich es gestern getroffen habe! Sie hat fast die ganze Zeit am Tisch gesessen, gegen das Fenster zu, und ich habe ihr über die Umhänglein hinweg in die Augen sehen können, wenn sie manchmal für eine Weile vom Nähzeug auffah und am Licht vorbeistudierte. Einmal hat sie geweint. Das ist für mich kein Schleck gewesen; aber ich glaube, ich habe sie mit meinem lieben Gedanken wieder heiter machen können. Oh — es war sehr schön — und wenn ich auch das andere nachher in den Kauf nehmen mußte. Dem Karli dahinten will ich übrigens schon daran denken! Dem zahl' ich dann auch wieder einmal eine Halbe, wenn er mich anbohrt in der Bergstube."

„Ist das alles?" fragt Hannes Fryner nach einer Weile. „Und wegen dem habe ich das Licht auslöschen müssen?"

„Nein, es ist noch nicht ganz alles," gibt Felix zu. „Weil ich jetzt gerade daran bin, will ich Euch noch etwas mehr erzählen. Ich will Euch zu wissen tun, warum ich damals in meinen jungen Jahren die große Dummheit gemacht habe. Das gehört eigentlich auch noch dazu, denn auch an jener Sache ist nur die Liebschaft schuld gewesen. Man wird mich deswegen nicht ganz verdammen können, eine Liebschaft hat doch schließlich jeder Mensch einmal gehabt; nur daß es bei mir vielleicht etwas länger anhält, als bei manchem andern. Ich bin nämlich noch nicht ganz zwanzig Jahre alt gewesen, als mich der Fall angepackt hat. Ja, man kann wohl sagen: angepackt. Es ist von heute auf morgen schier wie eine plötzlich anbrechende Helligkeit über mich gekommen. Ich habe mir an den Kopf greifen müssen: wo bist du denn bis jetzt mit deiner Vernunft gewesen? . . . Noch heute mein' ich manchmal, es könne nicht mit rechten Dingen zugegangen sein: ich sehe ein Mädchen von Kind auf fast jeden Tag, in der Schule, auf dem Kirchweg,

beim Heuen — und kann ein Stock bleiben, nach wie vor. Aber von einem gewissen Tage an ist der Zustand dann plötzlich da. Nein, ich weiß noch die Minute, ich könnte Euch noch die Stelle zeigen, wo die Liebschaft, gleichsam wie auf mich abgeschlossen, ihr Wesen in mir begonnen hat. Wir sind uns zufällig vor dem Dorf begegnet, Pflegers Gertrude und ich, just wo der Fußweg nach dem Sorgentobel abzweigt. Ich hatte damals das Pfeifenrauchen angefangen, sie meinte, das stehe mir nicht besonders gut. Wie ich sie nun so recht ins Aug nehme, da muß ich innerlich vor Staunen erschrecken: bist du's oder bist du's nicht? . . . Das Schönsein ist wahrhaftig von einem Tag auf den andern wie ein Blumenhauch über sie gekommen, ich müßte denn vorher blind gewesen sein.

(Fortsetzung folgt.)

Im Reich der verschleierten Männer.

Sonderbare Sitten eines Wüstenstammes.

Von M. Sidorow.

Der junge amerikanische Forschungsreisende Eugene Wright hat einen wenig bekannten Tuaregstamm in der Wüste Sahara, der von der Entwicklung der Welt vollkommen unberührt geblieben ist, besucht und merkwürdige Feststellungen gemacht. Bei diesem Stamm herrschen eheliche und soziale Begriffe, die alle Vorstellungen von orientalischer Männertyrannei und Frauenunterwürfigkeit auf den Kopf stellen.

Unterwegs von Algier nach dem Tschadsee stieß Wright auf eine Karawane von Tuaregs. Dieses Wort bezeichnet in der arabischen Sprache Menschen von edler Herkunft. So nennen sich uralte Stämme, die die Wüste bevölkern. Dem Forschungsreisenden fiel auf, daß sowohl der Führer der Karawane, ein Eingeborener namens Mungas, als auch alle anderen Männer tief verschleiert waren und unter keinen Umständen ihr Gesicht zeigen wollten. Während des Essens kehrten die Männer einander den Rücken. Nach einem Marsch von 14 Tagen erreichte die Karawane die Grenze des Sudan. Jetzt erklärte der Führer Mungas, daß die Ankunft der Gebieterinnen des Stammes unmittelbar bevorstände. Er gab dabei seinem weißen Begleiter den wohlgemeinten Rat, sich umzuziehen, um sich nicht vor den Augen der Frauen in seiner zerschlissenen Kleidung zu zeigen. Bei dieser Gelegenheit erfuhr der Amerikaner, daß die Frauen die eigentlichen Herrscherinnen in diesem Stamm waren. Jeder Mann befand sich in voller Abhängigkeit von diesen modernen Amazonen. Bald erschienen sie selbst — es waren zwölf riesengroße Frauen. Ihre Männer folgten ihnen in ehrfurchtsvoller Distanz. Alle Frauen waren unverschleiert. Sie empfingen den Fremdling mit einer gewissen Grandezza, nahmen aber mit Freuden die Gaben, die er für alle Fälle bereit hielt, entgegen. Auch die wilden Amazonen der Wüste verschmähten Parfüms, Seife und seidene Schals nicht.

Dem Amerikaner gelang es, einen Blick in die seltsamen Beziehungen, die in diesem Tuaregstamm zwischen den Geschlechtern herrschen, zu werfen. Der Führer Mungas, ein großer und kräftiger Mann, war während der anstrengenden Reise vollständig ausgehungert, da der Lebensmittelvorrat knapp geworden war. Seine Frau aber, die sich unter den Neuangekommenen befand, dachte gar nicht daran, ihren Gatten zu laben. Sie verschlang ihre Portion Gazellenfleisch vor den Augen des Ehemannes, der kein Wort des Protestes zu äußern wagte.

Eines Morgens war der Forscher Zeuge eines Auftritts, der ihn in höchstes Staunen versetzte. Eine der schönsten Tuaregfrauen warf ihren Mann aus ihrem Zelt hinaus und erklärte ihm mit recht energischen Ausdrücken, daß sie sich entschlossen habe, einen anderen Mann zu ehelichen — die Scheidung wird hier ausschließlich von der Frau ausgesprochen. Sollte der Mann gegen diese Scheidung auch nur ein Wort des Widerstandes erheben, so drohte sie, ihm sein Kamel — das Auto der Wüste — wegzunehmen, und ihn ohne Schleier spazieren gehen zu lassen, was die größte Schmach für einen Mann bedeutet.

Die Männer der Amazonen sehen dabei keineswegs wie Schwächlinge aus. Im Gegenteil, es waren alles prächtig gewachsene, stattliche Männer von einer durchschnittlichen Größe von 1,80 Meter. Nicht die Frauen, sondern die Männer waren, soweit man das durch den Schleier sehen konnte, geschminkt, und zwar waren ihre Gesichter mit blauer Farbe angestrichen. Durch Anwendung irgend eines Mittels hatten die Augen der Männer einen besonderen Glanz. Die Männer waren es auch, denen es oblag, mit den Kindern zu spielen.

Eine der Tuaregfrauen, die das größte Ansehen genoß und auf den Namen Ahiesa hörte, fragte den weißen Fremdling, ob er gewillt sei, ein Tuaregmädchen zu heiraten. Dieses Vergnügen würde ihn die Kleinigkeit von 5 Ochsen und 10 Kamelen kosten. Der Karawanenführer Mungas flüsterte dem Amerikaner zu, daß dieser Preis „glatter Wucher" sei; denn 3 Kamele seien der Durchschnittspreis für eine Frau in diesem Lande. Durch einen Dolmetscher versuchte der Amerikaner den Tuaregdamen zu erklären, daß in Ländern, die von Weißen bewohnt wären, Männer Gesetze erließen und den Staat regierten. Diese Eröffnung wurde mit einer donnernden Lachsalve quittiert.

Während der Mahlzeit der Frauen durfte der Fremdling, was sonst Männern streng verboten ist, zugegen sein. Geröstetes Ziegenfleisch — eine große Delikatesse — wurde serviert. Als der Amerikaner den Versuch machte, sich ein Stück zu nehmen, wurde er mit zornigen Blicken zurückgewiesen. Der Dolmetscher riet dem Weißen, sich sofort zurückzuziehen. Es stellte sich heraus, daß der Fremde gegen die Etikette verstoßen hatte. Es gilt nämlich geradezu als ein Verbrechen, wenn ein Mann im Beisein einer Frau den Versuch macht zu essen!

Einige Tage nach diesem unliebsamen Zwischenfall fand eine wichtige Versammlung im Tuareglager statt. Es wurde eifrig ein scheinbar wichtiges Thema diskutiert. Ein bekannter Wüstenräuber aus der spanischen Provinz Rio de Oro, namens Ouled Gerir, war in das Gebiet des Stammes eingedrungen und man befürchtete einen Angriff auf die Kamelherden. Die Tuaregmänner brannten vor Eifer, in den Kampf zu ziehen. Die Frauen aber erwiesen sich besonnener und beschlossen, den Kriegshandlungen Ouled Gerirs auszuweichen, und zwar deshalb, weil der Räuber stark bewaffnet war.

Außerordentlich interessant ist die Werbung junger Tuaregmänner. Genau wie mittelalterliche Damen verlangen die arabischen Amazonen Dienste von ihren Rittern. Ein Mädchen z. B. stellte dem Freier die Bedingung, zwei Tage lang — bei einer Hitze von 60 Grad — kein Wasser zu trinken, um ihr seine Liebe zu beweisen. Einem anderen „Ritter" wurde eine Hungerkur auferlegt, die sich auf viele Tage erstreckte. Die grausame Schöne pflegte dabei vor den Augen des hungernden Bräutigams zu essen, während er ihr zu Ehren Liebeslieder sang. Statt den Namen der Geliebten, wie es in anderen Ländern üblich ist, in einen Baum einzuritzen, pflegt der Tuareg seine Liebeserklärungen in nassen Lehm hineinzuschreiben und auf demselben Lehm Fußspuren seiner Angebeteten festzuhalten.

Man weiß nicht, wie diese sonderbare soziale Ordnung entstanden ist. Die Erklärung des Gelehrten lautet: Die Tuaregs, ein Stamm berberischer Herkunft, führen seit grauer Urzeit Kriege mit ihren Nachbarn. Monatelang waren sich die Frauen selbst überlassen und haben sich in dieser Zeit offenbar Rechte angeeignet, die sie nicht mehr verlieren wollen.

Der seltsame Freund.

Skizze von Grete Massé.

Carstens, Angestellter im Bankhaus Keidel Söhne, verließ das Zimmer des gefürchteten Personalchefs Michaelis mit einem erleichterten Aufatmen. Dies war gelungen! Der Gewaltige hatte sich bereit erklärt, Faber, den durch Carstens Empfohlenen, an einem der nächsten Vormittage zu empfangen. Der Beamte war sicher, daß die günstige Erscheinung und schnelle Auffassung seines Schützlings zu seiner Anstellung im Bankhaus Keidel führen würden.

Bevor Carstens am Abend das Kaffeehaus aufsuchte, in dem er mehrere Male in der Woche Faber zu treffen pflegte, erkundigte er sich nach dem Befinden der Minnie Hollander, die sich wegen einer Halsgeschwulst einem

kleinen operativen Eingriff hatte unterziehen müssen. Minnies Mutter nahm seine Rosen in Empfang und sagte, das Mädchen habe alles gut überstanden und sei nun ein wenig eingeschlummert. Als Carstens die Treppe hinunter schritt, erinnerte er sich daran, daß es Minnie gewesen, die vor mehreren Monaten ihn und Faber zusammen geführt. Damals hatte der Arzt an der Halsgeschwulst des Mädchens zum erstenmal einen Einschnitt machen müssen. Minnie hielt sich im Behandlungszimmer tapfer aufrecht. Auf der Straße jedoch überkam sie eine solche Schwäche, daß sie in das Kaffeehaus eintrat, in dem Faber und Carstens, einander völlig fremd, an getrennten Tischen saßen. Auch Minnie Hollander war ihnen beiden unbekannt. Sie bestellte beim Kellner einen Mokka. Doch bevor er gebracht wurde, erlitt sie einen leichten Ohnmachtsanfall. Carstens und Faber eilten zu ihr, ihr behilflich zu sein. Sie erholte sich rasch. So kurz die Zeit gewesen, sie hatte genügt, um das Schicksal zu veranlassen, die Zukunft dreier Menschen, die einander nicht gekannt, zu verbinden. Carstens befreundete sich mit Faber, und Minnie Hollander wurde seine Braut.

Als der junge Mann das Kaffeehaus betrat, sah er schon von der Tür aus Faber auf seinem gewohnten Platze. Er rauchte und sah nachdenklich vor sich hin mit dem grübelnden Blick, den Carstens an ihm kannte. Dann war es, als richte sich zwischen ihm und dem anderen eine Schranke auf. Faber erschien gleichsam wie in eine Ferne gerückt, in die man ihm nicht folgen konnte. „Was denkt er? Woran erinnert er sich?" fragte sich Carstens in solchen Augenblicken. Und es kam ihm zum Bewußtsein, wie wenig er eigentlich von Faber wußte, dieser nie von seinen eigenen Angelegenheiten sprach und sich außer dem Bericht, daß er lange Jahre im Ausland gelebt, mit keiner Silbe über die Vergangenheit oder Gegenwart seines Daseins äußerte. Carstens faßte den Entschluß, ihm eine Stellung im Bankhaus Keidel zu verschaffen, ganz aus eigenem Antrieb und auf eigene Verantwortung.

Faber hörte Carstens Bericht über seine Verhandlung mit dem Personalchef und die Aufforderung, sich bei Michaelis vorzustellen, mit einem merkwürdigen Lächeln an. Und Carstens geriet plötzlich in eine große Befangenheit. Es schien ihm auf einmal unsinnig, dem Herrn, der sich Faber nannte, eine sozial untergeordnete Stellung verschaffen zu wollen. Es fiel ihm zum ersten Male auf, daß der andere von sehr vornehmer und aparter Art war. Seine Augen hatten plötzlich einen Ausdruck, der eine befehlsgewohnte Natur verriet, die sich nimmermehr dazu verstehen würde, zu dienen und zu gehorchen.

„Verzeihen Sie, wenn ich eine Ungeschicklichkeit begangen habe", stotterte Carstens. „Wirklich, ich dachte, Ihnen einen Dienst zu erweisen. Das ging nicht ohne Michaelis. Ich selbst besitze keinerlei Befugnis im Bankhaus Keidel. Alle Macht über das Personal hat nur er . . ."

„Es ist unrecht, lieber Carstens, daß Sie keinerlei Befugnis im Bankhaus Keidel haben. Wenn ich Chef im Bankhaus Keidel wäre — das verspreche ich Ihnen —, würde ich den Michaelis zum Teufel jagen und Jürgen Carstens zum Personalchef machen."

Er lachte und zündete sich eine neue Zigarette an. Carstens lachte mit. —

Michaelis war sehr verletzt, als der Mann, den Carstens ihm empfohlen, sich nicht meldete. Andere bemühten sich vergebens um die Gunst, sich dem Personalchef vorstellen zu können, und dieser Fremde verschmähte sie.

Carstens konnte sich mit dem Gekränkten nicht in dem Maße befassen, wie dieser es wünschte, denn die Trauung mit Minnie Hollander stand bevor. Zu seinem Kummer wohnte sein Freund Faber der Hochzeit nicht bei, sondern war seit jenem Abend, an dem sich die Aussicht eröffnete, durch die Vermittlung von Michaelis im Bankhaus Keidel Anstellung zu finden, plötzlich verschwunden. Carstens wagte nicht, nach ihm zu forschen. Es war in Fabers Art gewesen, daß es Carstens nicht ratsam erscheinen ließ, seinen Wegen nachzuspüren. Bei aller Freundlichkeit hatte Faber eine Zurückhaltung gezeigt, die zu große Vertraulichkeit ausschloß. Carstens mit seiner einfachen Seele hatte gespürt: Dort war ein Mensch, dem man nicht zu nahe kommen darf, wenn man ihn behalten will.

„Wir werden ihn niemals wiedersehen", sagte Carstens an seinem Hochzeitstage traurig zu seiner jungen Frau. — —

— — Kurz nachdem Carstens das dritte Kind geboren wurde, geschah das Unglück, das dem Bankhaus Keidel den Chef rauben sollte. Anton Keidel und seine Frau Lulu fielen mit dreizehn Schicksalsgenossen auf einer Ferienreise einem furchtbaren Zugzusammenstoß im südlichen Tirol zum Opfer . Die Firma war ohne Oberhaupt.

„Nun wird Norbert Keidel zurück kommen. Er hätte nie seinen Platz und sein Erbe verlassen sollen", hörte Carstens die älteren Angestellten der Firma sagen.

Da entsann er sich der Geschichten, die später verstummt waren, zur Zeit seines Eintritts in die Firma aber von den Leuten noch oft erörtert wurden. Es hatte im Bankhaus Keidel Söhne früher zwei Chefs gegeben: die Brüder Anton und Norbert Keidel. Man wußte, daß sie sich in ihrem Privatleben nicht verstanden. Es waren zwei Naturen, die sich gegeneinander wenden mußten. Es gab da Strömungen, die den einen zu jenem Ziel drängten, den anderen zum Gegenpol. Im Verlaufe der Jahre beschränkten sich die Meinungsverschiedenheiten der Firmeninhaber nicht auf das Private. Die Firma begann unter dem Gegeneinanderarbeiten der sich befehdenden Brüder zu leiden. Das Personal spaltete sich in zwei getrennte Lager. Der Führer jener Partei, die für Anton den Älteren stimmte, war der Personalchef. Norbert schied aus der Firma aus. Der Intrigant Michaelis rühmte sich ganz öffentlich, der Anlaß zu sein, daß der jüngere Keidel das Bankhaus und die Stadt verließ.

Nun aber rief Norbert Keidel das Schicksal an den Platz zurück, den er aufgegeben. Der Tod hatte ihm den Weg zum Vatererbe frei gemacht. Norbert Keidel traf ein, ohne daß ihn außer dem Pförtner jemand gesehen. Er weilte in seinem Privatbureau und beschied durch das Haustelephon jene Herren zu sich, die er sprechen wollte. Wie ein Lauffeuer verbreitete sich im Hause das Gerücht, daß die erste Amtshandlung des neuen Chefs die sofortige Dienstentlassung des vielgehaßten Michaelis war.

Kurz vor Bureauschluß wurde auch Carstens zu seinem Erstaunen durch das Haustelephon zu Keidel gerufen. Er trat ein und blieb wie erstarrt auf der Schwelle stehen. Der neue Chef war ihm nicht unbekannt. So saß Faber, so rauchte er, so warf er den Kopf empor und blickte mit dem blendenden Glanz seiner willensstarken Augen den an, mit dem er sprach. Carstens und Minnies Freund war der jetzige Alleinchef des Bankhauses Keidel.

Norbert Keidel stand auf, ging dem Erschrockenen entgegen, ergriff fest seine Hand und sagte: „Faber, der Freund gab einst ein Versprechen. Ich erfülle es. Hiermit begrüße ich den neuen Personalchef Jürgen Carstens im Bankhaus Keidel Söhne."



Karriere.



„Ich habe gehört, Ihr Sohn wollte das höhere Bankfach einschlagen?"
„Tat er auch — er wurde aber dabei erwischt!"

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.